

Kulturwissenschaftliche Diversity Studies

Sigrid Nieberle

1 Unterschiede erkennen

Bereits vor zehn Jahren registriert das *Oxford Handbook of Diversity Studies* (Vertovec) in einigen seiner Artikel ein Defizit, wonach Diversität grundsätzlich zu einfach gedacht wird. Das soziologisch und ökonomisch profilierte Konzept von soziokultureller Vielfalt lässt sich nicht angemessen auf die Komplexität kultureller Kontexte übertragen: »The concept of cultural complexity adds a necessary dimension to the intellectual toolbox needed for a full appreciation of human diversity in today's world.« (Eriksen 371) Kommunikation und ihr Symbolvorrat rücken folglich dann in den Fokus, wenn Kultur nicht länger als ein soziales Gut betrachtet wird, das sich Individuen teilen. Stattdessen erscheint sie als eine vielschichtige und dynamische Diskurskonstellation, die überhaupt erst aus Kommunikation entstehen kann (ebd.). Insbesondere Aspekte der Sichtbarkeit und Temporalität könnten diesbezüglich zu einem Komplexitätszuwachs beitragen, um den Fokus auf kulturelle Diversität als Kommunikation zu lenken. Damit wird Diversität nicht länger als eine intersektional bedingte Schematisierung generalisierter Attribuierungen betrachtet, die Identitäten primär gemäß ökonomischer, unternehmerischer und/oder weiterer sozialer Kriterien bestimmt.¹ Vielmehr treten stattdessen dringliche Fragen der Wahrnehmung, Verständigung und Vermittlung in den Vordergrund. Anstelle eines administrativen Schwerpunkts im institutionellen Profil orientieren sich derzeit auch Bibliotheken und Museen an einem Diversitätskonzept, das Wissensorganisation, -archivierung und -vermittlung als eine primär kommunikative Aufgabe versteht (Hauck und Linneberg; Macdonald; Schönbeck und Hülscher). Es gibt keinen Ort jenseits des Diskurses – und auch keinen jenseits von soziokultureller Vielfalt, weil sie aus kommunikativ bedingten, zeichenbasierten und sprachlich realisierten Unterschieden entsteht: Regeln, Normen und Gesetze organisieren die Prozesse von Inklusion und Exklusion; Narrationen lassen Räume, Zeiten und handeln-

1 Vgl. z.B. Krell et al. Das *Handbuch Intersektionalitätsforschung* von 2022 verstärkt diese Tendenz, indem es den gesamten kulturwissenschaftlichen Bereich mit einem einzigen Beitrag aus dem Bereich der DaF/DaZ-Linguistik abdeckt (Heinemann).

de Figuren entstehen (Blome; Fleig; Klein und Schnicke); Differenzen – vom semiotischen Minimalpaar bis zum Gender Pay Gap – erzeugen Bedeutung und Verhandlungsbedarf gleichermaßen.

Während der letzten Jahre hat sich das Feld der Diversity Studies noch weiter etabliert, auch ausdifferenziert, und doch mitunter das Defizit der soziokulturellen Komplexität nicht an jeder Stelle angemessen bearbeiten können. Dieses Buch ging aus einer Ringvorlesung und einem Workshop des Instituts für Diversitätsstudien an der TU Dortmund hervor und vereinigt unterschiedliche Herangehensweisen aus den Kommunikations-, Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften sowie ihrer -didaktik. Im Zentrum der versammelten Analysen und Überlegungen steht der gesamte Bereich der »symbolischen Repräsentationen«, die einem soziologischen Modell zufolge als wechselwirksame Einheit den »sozialen Strukturen« und »Identitätskonstruktionen« gegenüberstehen (Winker und Degele 74, Abb. 1). Die Analysebeispiele im vorliegenden Band konzentrieren sich hingegen auf die zeichenhafte Repräsentation von Welt und demonstrieren jene Komplexität von kultureller Diversität, die der sozialen Diversität weder gegenübergestellt noch vorgeschaltet werden kann, sondern als breites Spektrum diskursiver Konstellationen ausgefaltet und reflektiert werden muss. Nur so kann man Gewissheiten hinterfragen – etwa bei der Wahrnehmung und Bewertung von Differenzen, die inkludierende und exkludierende Prozesse auslösen. Insbesondere für den bildungspolitischen Dreischritt Erkennen, Bewerten und Handeln sind diese Kompetenzen der Beobachtung und Auswertung ebenso nötig wie ein komplexes Wissen über Unterschiede und deren Entstehungsprozesse.

Ein Lehrstück in mehrfacher Hinsicht für die Wahrnehmung von Differenzen ist das eindrucksvolle Beispiel des sogenannten Hermann-Gitters. 1870 erkennt der Physiologe und Phonetiker Ludimar Hermann (1838–1914) jenen wahrnehmungsphysiologischen Effekt einer optischen Täuschung, der graue Flächen an den Kreuzungen im schwarz-weißen Gitter erzeugt, die wiederum verschwinden, wenn der entsprechende Punkt fokussiert wird. Die Graphik (Abb. 1) besteht schlicht aus schwarzen Quadraten und weißen Zwischenräumen. An den Schnittpunkten entstehen bei der Betrachtung jeweils dunkle Flecken, die sich auflösen, sobald sich der eigene Fokus auf einen anderen Kreuzungspunkt richtet. So führt diese Graphik unmittelbar vor Augen, wie die menschliche Wahrnehmung vom eigenen Blickfeld dominiert wird. Der harte schwarz-weiß-Kontrast mildert sich gleichsam von selbst ab, sofern er an den Rändern des Blickfeldes wahrgenommen wird; rückt er in den zentralen Fokus, stellt er sich erneut geschärft dar.

Ohne dieses optische Experiment als Allegorie für die Diversity Studies übermäßig strapazieren zu wollen, ist es unter den folgenden beiden Gesichtspunkten dennoch aufschlussreich: a) Wissenschaftshistorisch bleibt festzuhalten, dass bisher noch nicht abschließend geklärt werden konnte, wie dieser Wahrnehmungsfehler auf physiologischer Ebene zustande kommt.

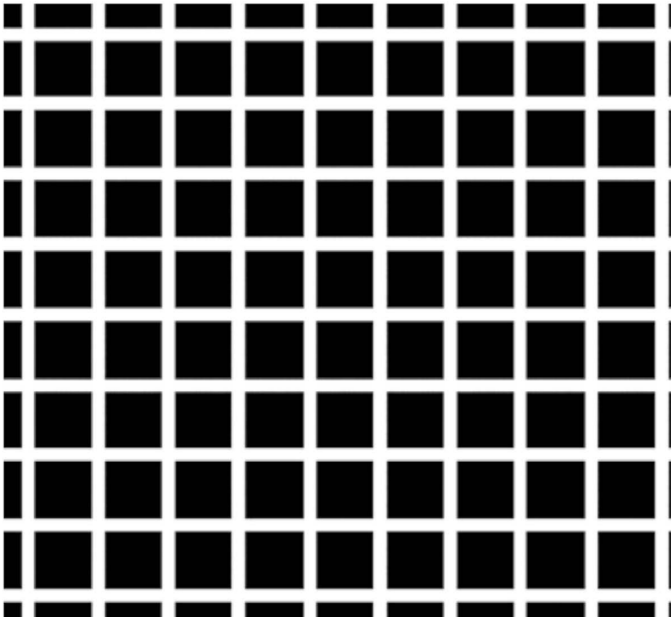


Abb. 1: Die Hermann-Gitter-Täuschung (Bach 916)

Die von Baumgartner 1960 entwickelte Theorie, dass die peripheren, grau erscheinenden Bereiche aus der lateralen Hemmung von Ganglienzellen entstehen, wurde 2005 damit widerlegt, dass eine gleich strukturierte Graphik mit gewellten statt geraden schwarzen Linien diesen physiologischen Effekt nicht auslösen kann (Schiller und Carvey). Es handelt sich offenbar um einen rezeptiven, auf der Basis von erlernten Wahrscheinlichkeiten produzierten optischen Eindruck, der Helligkeit und Dunkelheit perceptiv nicht konstant voneinander trennt. Trotz dieser Einsicht lässt sich dieser ›Fehler‹ nicht wieder verlernen, wie beispielsweise sexistische oder rassistische Stereotype analysiert, reflektiert und »ver_übt« werden sollen (Meyer, Ellmeier und Müller). Die Forschung verwendet dafür den Begriff der ›kognitiven Undurchdringlichkeit‹: »Auch wenn wir genau wissen, dass die Wahrnehmung falsch ist, lässt sie sich selbst durch Training nicht ändern. Wahrnehmungstäuschungen können ernsthafte Folgen haben.« (Bach 916) Dabei ist nicht nur an Zeugenaussagen oder Schiedsrichterentscheidungen zu denken (vgl. Bach 916–917), sondern an jegliche wahrgenommene Differenz, die Konsequenzen nach sich zieht.

b) Die Unhintergebarkeit der ›fehlerbehafteten‹ Wahrnehmung – ob nun auf physiologischer oder ästhetischer Ebene zu verorten – erfordert nichtsdestotrotz eine Sprache für diese Wahrnehmungsunterschiede zu entwickeln. Das Hermann-Gitter ist aufgrund seiner wechselvollen und unabgeschlossenen Wissensgeschichte

seinerseits zum Mythos geworden und hat überdies eine Metaphorik der »Straßen« und »Kreuzungen« hervorgebracht, die in den graphischen Darstellungen erkannt werden wollten (Bach; Schiller und Carvey; Das). Diese Rhetorik von der Intersektion im Hermann-Gitter liegt bei gewellten Gitter-Linien oder dem szintillierenden Gitter weniger nah,² weil sie sich auch weniger leicht an Assoziationen wie Stadtplanung, Verkehrsmodell oder, ganz allgemein, an das Reißbrett als eine Projektionsfläche von Möglichkeitsentwürfen anschließen lassen. Die Intersectio als eine Figur des Denkens, das Sprache ohnehin nicht annähernd angemessen artikulieren kann (Blumenberg), zählt zu einer zentralen Figur der Diversitätsforschung, auf die später noch ausführlicher einzugehen sein wird. An dieser Metaphorik zeigt sich indes, dass sich die erlernten Wahrnehmungsmuster auch in der Wissenschaftssprache niederschlagen, sofern sie das Potential für sogenannte *travelling concepts* haben (Bal) und wie etwa das ›Buzzword‹ Intersektionalität fächerübergreifende Verständigung ermöglichen (Blome 45).

Die beiden Überlegungen zur Un/Hintergebarkeit von Wahrnehmung und ihrer rhetorisch ausgestalteten Kommunikation unterstreichen das anfangs eingeführte Desiderat, demzufolge Diversität und Komplexität noch nicht intensiv genug zusammengedacht wurden. Das Hermann-Gitter zeigt nicht nur erlernte und kulturell etablierte Unterschiede im extremen Kontrastverhältnis zwischen schwarz und weiß; darüber hinaus scheint seine Attraktivität darin zu liegen, die eigene Wahrnehmung immer wieder aufs Neue zu erproben, ihr zu misstrauen und meta-sprachlich auf die angemessene Komplexität zu überprüfen.

Diversity Studies beschäftigen sich weitestgehend mit erprobten Unterschieden, also jenen soziokulturellen Differenzen, die nicht spontan gesetzt oder fortwährend hinterfragt werden, sondern sogar als ›natürlich‹ im Sinne von ›gegeben‹ erscheinen sollen und deren Reflexion und Neubewertung als aufwändig bis unmöglich erscheint. Aus theologischer oder ökologischer Hinsicht entwickelten sich sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, wie Individuen bzw. Organismen sich zueinander verhalten, damit von kultureller oder biologischer Diversität gesprochen werden kann (Kirchhoff), und welcher hermeneutische bzw. evolutionäre Sinn darin liegen könnte (Lents). Mit entsprechenden wissenschaftlichen Vorannahmen und Verfahren lassen sich erprobte Unterschiede als Ergebnis von Normalisierungsprozessen erkennen und kritisch würdigen. Keinen Unterschied

2 Das sogenannte »szintillierende Gitter« ist etwas komplexer gebaut, denn es besteht aus schwarzen Quadraten, weißen Punkten an der jeweiligen Kreuzung und grauen Zwischenräumen. Erst nach der Fokussierung lassen sich *weiße und schwarze* Punkte erkennen. Der kulturell und sprachlich erlernte Unterschied zwischen »schwarz« und »weiß« ist daher nicht ohne eigene Aufmerksamkeitslenkung zu fassen. Er springt innerhalb des Feldes, je nachdem, wie viele Lichtreize auf die Rezeptoren der Netzhaut treffen (VanRullen und Dong).

auszumachen, kann auch auf dem Effekt beruhen, dass sich Differenzen verschoben haben, meist auf ›andere‹ Ebenen der Kategorisierung, etwa im sogenannten Reflex des Whataboutism. Jeweils auf den Prüfstand gehören die Perzeption und Bewertung von Unterschieden, ihre daraus gezogenen Konsequenzen sowie sprachliche, künstlerische, literarische und mediale Aspekte in den Prozessen des Unterscheidens.

In der interdisziplinären Schnittmenge eröffnen Diversity Studies innovative Perspektiven auf Entwicklungen und Effekte von Verschiedenheit. Gleichwohl es sich bei Diversität um ein ubiquitäres Phänomen handelt, das immer dort vermutet wird, wo es soziale Heterogenität und Differenz zu beobachten gibt, erfordert sie eine Sprache, die intersubjektive wie interinstitutionelle Kommunikation über diese Beobachtungen ermöglichen kann. Wie das erwähnte Hermann-Gitter verdeutlicht, hapert es einerseits an den Möglichkeiten, die eigene Wahrnehmung beliebig und auf jeder Ebene korrigieren zu können, und bedarf es andererseits dringend der Kompetenzen, das Wahrgenommene einordnen und bewerten zu können. Voraussetzung hierfür ist wiederum die Modellbildung, die den wissenschaftlichen Diskurs über Theorien, Methoden und Erkenntnisinteressen anstoßen kann.

2 Modellbildungen der Diversität

Wenn Kultur aus der Kommunikation über erkannte Unterschiede bzw. die Bedingungen des Erkennens und Benennens entsteht, dann gilt dies auch für die zugehörige wissenschaftliche Praxis. Diversity Studies haben während der letzten Jahrzehnte durch ihren innovativen und inkludierenden Umgang mit Differenz ein prosperierendes Forschungs- und Lehrgebiet entwickelt und vor allem von poststrukturalen und postkolonialen Impulsen profitiert. Der Schwerpunkt der kulturwissenschaftlichen Diversitätsforschung liegt dabei auf Beziehungen und Machtverhältnissen, die sich unter ökonomischen und organisatorischen, aber auch räumlichen und ästhetischen Gesichtspunkten beobachten lassen:

Cultural productions and fields of culture are explored as socially and habitually incorporated as well as spatially and aesthetically constituted practices of diversity and otherness, which are interwoven with economic and organizational power-relations – also on a global scale. In this sense, diversity and otherness are seen as practices that (un-)do differences (...), often with a political objective. (Gaupp und Pelillo-Hestermeyer 14)

Aus dem Bestreben, sozioökonomische und kulturelle Dynamiken nicht auf einzelne Differenzkriterien zurückzuführen, sondern komplexer zu fassen, entwickelten sich aus den Gender Studies und Postcolonial Studies heraus theorieorientierte Dis-

kussionsstränge, die Konzepte von Hybridität und Queerness als Möglichkeiten der Überschreitung binärer Codierungen thematisierten (Bhabha; Braidotti; Butler und Spivak; Clare; Muñoz). Differenzen innerhalb von Differenzkategorien wurden insbesondere in ihrer Interdependenz beschrieben (Röttger und Paul; Walgenbach et al.). Im Zentrum dieser Forschung standen zum einen die Fragen, welche und wie viele Diversitätskategorien in ein erkenntnistheoretisch produktives Verhältnis zueinander gesetzt werden können, und zum anderen, wie über Heterogenität und Diversität gesprochen, wie davon erzählt, darüber verhandelt und davon gelernt werden kann.

Bereits während der 1970er Jahre entwickelten die geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen innovative Zugänge zur Sozialgeschichtsschreibung, Frauenforschung und Bürgerrechtsbewegung, die Faktoren der temporalen, medialen und interpersonellen Relationalität berücksichtigen wollten: In die Geschichts-, Kunst- und Musikwissenschaften wurden zum Beispiel nach und nach Ansätze aus der kritischen Narratologie eingetragen, um Prozesse der historiographischen und ästhetischen Vermittlung zu reflektieren (Scott; Spivak; White). Zugleich wurden Konzepte der teilnehmenden Beobachtung oder der sozialen Rolle aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so ausgearbeitet, dass sie sowohl theoretisch als auch empirisch als Bezugspunkt für ein breites kulturwissenschaftliches Fächerspektrum dienen (Gerhardt). Vergleichbares gilt später für die Unterscheidung zwischen biologischem und soziokulturellem Geschlecht, das aus der Soziologie entlehnt und für eine sprechaktororientierte Konzeption von Identität produktiv gemacht wurde (Butler), sowie für die biosoziokulturellen Modelle von Behinderung (Hirschberg). Daraus wurde in der Konsequenz die Betrachtung von Temporalitäten relevant (Freeman).

Nicht als Modell, sondern als »Figur des Kontinuums« liegen Überlegungen vor, die z.B. Geschlecht und andere binär codierte Zuschreibungen als einen offenen Denkraum konturieren und in »vier Dimensionen« der Materialität, Psyche, Verhalten und Begehren projizieren (Baltes-Löhr 16). Diesen Ansatz auf Diversitätsstudien zu übertragen und an konkrete Methodologien anzuschließen, ist bisher kaum möglich, fehlt doch zum einen die theoretische und wissenschaftsgeschichtliche Verbindung zur soziologischen Kontinuum-Forschung, wonach Gruppenzugehörigkeiten als mehrfach determinierte Affiliationen zu denken sind, und zum anderen die Modellierung der vier interdependenten Dimensionen über die metaphorische Vorstellung eines »Zusammenspiels« (ebd. 292) hinaus. Bleibt der eine Ansatz recht vage, so erschien der andere Zugang zum Kontinuum als Entscheidungs- und Zugehörigkeitsfigur aus kulturwissenschaftlicher Perspektive allzu kategorisch: Die sozialpsychologische Forschung, die Gruppenzugehörigkeiten theoretisch als Kontinuum modelliert und untersucht hatte (Social Identity Theory nach Tajfel und Turner), wurde vor allem in der Vorurteils- und Konfliktforschung aufgegriffen (Zick), nach und nach um Aspekte der komplexen Vernetzung, Multiplizi-

tät und Intersektion ergänzt und zugunsten eines nicht streng kategorischen, sondern fluiden und diskursanalytisch unterlegten Gruppenbegriffs kritisch erweitert (Spears).

Im pragmatisch orientierten Diversity Management hat sich für die Darstellung von Zugehörigkeiten ein Kreissektoren-Modell von Diversität durchgesetzt, das Kategorien in »personal«, »social/cultural« und »organisational« unterteilt (Loden und Rosener). Dieses »Diversity Wheel« wurde im Lauf der Zeit um zentrale wie laterale Kriterien ergänzt: Zu den inneren sechs Kriterien gehören Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, geistige und körperliche Fähigkeiten, nationale Herkunft/Ethnie, Hautfarbe und – zuletzt ergänzt – die soziale Herkunft. Zu äußeren Faktoren zählen mittlerweile Familienstand, soziales Milieu, Religion und Überzeugungen, berufliche Erfahrung, Einkommen, Hobbies und dergleichen mehr. Zu den allgemeinen organisationalen Rahmenbedingungen tritt die Persönlichkeit der Teammitglieder hinzu, die im innersten Kern situiert und erstaunlicherweise nicht näher spezifiziert wird (Gardenswartz und Rowe 33). Solche Tableaus der Identitätszuschreibungen scheinen sich im Rahmen von Personalentwicklungsstrategien und ertragssteigerndem Coaching als überaus produktiv erwiesen zu haben, weil die multifaktorielle Bestimmungsarbeit dabei helfen kann, Prioritäten zu setzen und die Kategorien in ihrer hierarchisch definierten Bedeutung – sowohl für Gruppenbildungen und individuelle Entwicklung als auch für die Differenz zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung – zu reflektieren und in einem institutionellen Maßnahmenkatalog umzusetzen (Salzbrunn 114–138). Diese »Dimensionen« der Diversität, um deren Erweiterung viel gestritten wurde und sogar die erneute Exklusion schwarzer Frauen aus dem Intersektionalitätsspektrum befürchten ließ (Charton et al. 12), ermöglichen es jedoch kaum, prozessuale und rhetorische Aspekte in angemessener Weise mitzudenken; sie zählen daher zu den additiven und häufig auch positivistisch genutzten Modellen (Bührmann 2020b). Eine wichtige Brückenfunktion zwischen der pragmatischen Management-Ebene und der gesamtgesellschaftlichen Reflexion über Diversität und Teilhabe kommt dem Diversity Management an Hochschulen zu (Bührmann und Schultz), denn sein Reformpotential wird in universitären Zusammenhängen umgesetzt, modifiziert und zugleich wissenschaftlich evaluiert (Griem et al.).³

3 Der Rückschlag für die US-amerikanischen Universitäten aufgrund der Anti-Diversitätspolitik der gegenwärtigen Administration seit 2025 ist immens. Strategien für den sogenannten Post-DEI-Campus (DEI für Diversity/Equity/Inclusion) zielen auch auf Alternativen in den Bezeichnungen der vormaligen Diversity-Programme und Abteilungen ab, z.B. »Culture Management Program«, »Cultural Competency Training« (Campus DEI under fire: How colleges can maintain diversity without breaking the law«, <https://diversity.com/post/campus-dei-under-fire-adapting-diversity-programs> (23.9.2025); Green).

Obleich die sprachphilosophischen Überlegungen des (Post)Strukturalismus wichtige ontologische Fragen angestoßen haben – ob z.B. jemand *ist*, ob er sich so *verhält* oder ob das Subjekt *als* jemand handelt –, so wurden an anderer Stelle sowohl bedenkenswerte Einwände formuliert als auch wenig hilfreiche, meist polemische Debatten darüber geführt, wie sich Handlungsfähigkeit (*agency*), Neo-Materialismus, feministische Kapitalismuskritik und ein egozentrierter Erfahrungsbegriff über die sprachliche Reflexion stellen lassen. Im (wissenschafts-)politischen Diskurs lassen sich außerdem noch jene autokratischen Tendenzen beobachten, die eine wahrnehmungsdeterminierte Spezifizierung des Erkenntnisgewinns – die Affordanz – auszusetzen und epistemische Kernfragen zugunsten einer nostalgisch motivierten Vereinfachungsfantasie zu umgehen versuchen. Als methodenkritisches Defizit ist nichtsdestotrotz festzuhalten: Die Diversitätsforschung hat sich über das Intersektionalitätsparadigma hinaus bisher weder systematisch noch umfassend mit ihrer eigenen Modellbildung auseinandergesetzt, obwohl sie darauf angewiesen ist, operationalisierbare Zuschnitte komplexer Relationen menschlicher Vergesellschaftung zu erstellen. Selbst die empirische Forschung zu multikulturell grundierter Diversität beklagt, dass sich die interdisziplinäre Forschung kaum über ein additives Modell einzelner Diversitätskategorien hinausentwickelt hätte (Philipps 342). Ein Beispiel hierfür sind die amerikanischen ›Bindestrich-Identitäten‹, die nach der Abkehr vom traditionellen Schmelztiegel-Modell implizit wiederum die Existenz ›reiner‹ Ethnien links und rechts des Bindestrichs nahelegen (Verhoeven).

Während poststrukturelle Episteme mit Begriffen wie Hybridität, Pflanzung oder Rhizom metaphorische Anleihen aus der Biologie nahmen, um komplexe Konstellationen und Transformationen des Heterogenen zu beschreiben (Wirth), entwickelten organisationspsychologisch und soziologisch fundierte Arbeiten hauptsächlich Ansätze zur Interdependenz. Als eines der einflussreichsten Modelle für die Diversity Studies hat sich die mit diesen erwähnten Debatten eng verknüpfte »matrix of domination« herausgestellt, die seit den 1990er Jahren von Patricia Hill Collins konzipiert worden war. Aus der Sicht des Black Feminism stellte sich immer schon die Frage, wie die Kategorien *gender*, *race*, *class* zusammenwirken (Collins 1990/2025, 226ff.). Werden für die Analyse von Machtverhältnissen diese Kategorien mit weiteren Faktoren wie Individuum, Institution und Symbolik interdependent vernetzt, so stellte sich heraus, dass Unterdrückung ohne Berücksichtigung von Sprache, Repräsentation und Performativität nicht beschrieben werden kann; Machtaspekte lassen sich nicht addieren, sondern können nur über kontext- und diskurssensible Analysen rekonstruiert werden. Hierbei sind die sich gegenseitig bestärkenden Praktiken von Selbstdefinition und Selbstermächtigung, die z.B. aus autobiografischen, fiktionalen oder musikalischen Traditionen schwarzer Frauen in der US-amerikanischen Kultur hervorgingen, kaum zu unterschätzen (Collins 2000, 97–121).

Das Modell der in den deutschsprachigen Kontext transferierten Mehrbenen-Analyse, das ausdrücklich nicht auf Kategorien, sondern auf heuristisch formatierten Konzepten basiert (Anthias) und für die deutschsprachige Forschung mit den Bereichen der »sozialen Strukturen«, »Identitätskonstruktionen« und »symbolischen Repräsentation« modifiziert wurde (Winker und Degele 14), geht zwar von ausdifferenzierten und wechselwirksamen Größen wie diskriminierender Erfahrung, inter-subjektiver Praxis, Macht der Institution und symbolischer Repräsentation für die diverse Gesellschaft aus; sowohl Anthias als auch Winker/Degele können in kulturwissenschaftlicher Hinsicht jedoch nicht plausibilisieren, wie darüber überhaupt kommuniziert werden kann, ohne die symbolische Repräsentation nicht optional, sondern obligatorisch und kontinuierlich als *critical diversity literacy* mitzudenken (Steyn) und welche performativen Praxen erst dadurch Gegenstand einer kulturell geteilten Wirklichkeit werden können – zumal jeder einzelne Text – fiktional wie faktual – seinerseits als ein Modell der außertextuellen Welt gelesen werden kann. Unter diesem Gesichtspunkt zählt auch jegliche sprachliche Verhandlung von Differenzen in literarischen Texten zum Bereich des Modellhaften (Erdbeer) und zu dessen Perspektivierung (Husser und Köhler). Karen Barad hat außerdem mehrfach darauf aufmerksam gemacht, dass Differenzen nicht ohne die Prozesse der Kontingenz gedacht werden können (Barad 2007, 2013), also einer rhetorisch produktiven, narrativen Praxis, die nicht nur alternative Versionen jeglicher Wirklichkeit mit sich bringt, sondern Zufälle im Nachhinein als »sinnvoll« rekonstruiert und mit hermeneutischer Bedeutung auflädt (Dillmann).

3 »Just a metaphor«? Intersektionalität als Trope

Ein äußerst wirksamer Impuls des Black Feminism, der den Feminismus der weißen Mittelschichtfrauen in Zweifel gezogen und sich mittlerweile zum eigenständigen Forschungsbereich entwickelt hat, ging vom Konzept der Intersektionalität aus. Der Begriff leitet sich aus der lateinischen Vokabel *intersectio* für »Durchtrennung, Kreuzung« her, aus der sich das englische Nomen *intersection* sowohl für das Überkreuzen von Verkehrswegen als auch eine geometrische Schnittmenge entwickelt hat.⁴ Mit Kimberlé Crenshaws Aufsatz »The Intersectionality of Gender and Race Discrimination« aus dem Jahr 1989 lag eine gleichermaßen politische wie juristisch-pragmatische Intervention vor, die nach der möglichen Interdependenz und Priorisierung von Identitätskategorien fragte. Es entstand ein viel diskutierter Forschungsansatz zur Mehrfachdiskriminierung, der sich als überaus einflussreich für

4 »a place or area where two or more things (such as streets)«; »the set of elements common to two or more sets; especially: the set of points common to two geometric configurations« (Merriam-Webster, <https://www.merriam-webster.com/thesaurus/intersection>, 7.4.2025).

die Diversity Studies erweisen sollte. Die Debatten hatten zur Folge, dass Konzepte des Diversity Management, die vor allem unternehmerische Ziele für einen effektiven und förderlichen Umgang mit der Vielfalt der Beschäftigten im Blick hatten, und der Anti-Diskriminierungspolitik (Affirmative Action) mit den Forschungsansätzen der Gender, Queer, Disability & Postcolonial Studies kritisch in Relation zueinander gesetzt werden konnten. Der Vorschlag der Juristin Crenshaw, Facetten der Benachteiligung in das Bild einer Straßenkreuzung zu übertragen, wollte dem Anspruch genügen, mehrere Kategorien – insbesondere *gender* und *race* – als entscheidend für die Prozeduren der Anerkennung oder des Ausschlusses miteinander in Verbindung zu bringen. Während Crenshaw noch von justizabler Diskriminierung spricht, ließ sich das Modell offenbar ohne Weiteres auf Markierungsprozeduren, Bildungschancen, Zugang zu Ressourcen oder Stereotypenbildung übertragen. Das Bild der Straßenkreuzung benutzt Crenshaw in folgender Weise:

The point is that Black women can experience discrimination in any number of way and that the contradiction arises from our assumptions that their claims of exclusion must be unidirectional. Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions. Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars traveling from any number of directions, and sometimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination. (Crenshaw 1989, 149)

Die erwähnten Überschneidungen und Richtungswechsel fordern Komplexität heraus, und zwar nicht nur dann, wenn mehr als zwei Identitätskategorien berücksichtigt werden sollen, sondern auch deshalb, weil Crenshaw ihren Ansatz als ein rhetorisches Verfahren beschrieben hat, das die Potentiale der Metapher nutzt. Hatte sie in dem soeben zitierten Aufsatz von 1989 die Intersectio als Figur des uneigentlichen Sprechens noch implizit markiert, so war es ihr in nachfolgenden Texten und Vorträgen immer wieder darum zu tun, die Qualität des Metaphorischen hervorzuheben und zugleich zu relativieren: »It's just a metaphor!«, beantwortet sie die Frage danach, was Intersektionalität sei, sichtlich darum bemüht, allzu konkrete Vorstellungen damit einzuhegen, wie verschiedene soziale Ungerechtigkeiten analysiert werden können.⁵ Sie betont an anderer Stelle, dass Intersektionalität die Möglichkeit bedeutet, die Relationen zwischen Rassismus und Sexismus zu artikulieren: »intersectionality as a way of framing the various interactions of race and gender in

5 Interview für die NAIS (National Association of Independent Schools), 2017, mittlerweile von youtube gelöscht: <http://www.youtube.com/watch?v=ViDtnfQ9FHC&t=13s> (24.5.2023); in Kurzform wieder verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=qTweF3o5ZYU> (4.3.2025).

the context of violence against women of color« (Crenshaw 1991, 1296). In dieser Analyse kommt außerdem die Repräsentativität der Intersektionalität zum Tragen, was insbesondere auf die bereits kursierenden Stereotype und Narrative verweist, die bereits im Umlauf sind und mit jedem Akt von Gewalt und Diskriminierung weiter verstärkt werden. Die metaphorische Qualität der Intersektionalität versucht mit-hin, der diskursiven Verfertigung sozialer Ungleichheit auf die Spur zu kommen. Allerdings führte Crenshaw später noch andere Metaphern ein, um weiteren Missverständnissen vorzubeugen und Intersektionalität einzugrenzen, z.B. bezeichnete sie Intersektionalität auch als »prism (...), word picture, if you will, it's a lens (...), an apparatus« (Crenshaw 2017). So zeigt sich Crenshaw häufiger auch von der intensiven Rezeption des Intersektionalitätsparadigmas überrascht, insbesondere weil es nicht als Identitätskategorie, sondern als heuristisches Instrument gedacht war, das keine ausgearbeitete Theorie darstellen sollte. Bei der Intersektionalität handelt es sich also um eine nicht exakt zu bestimmende Trope, eine rhetorische Figur des uneigentlichen Sprechens, die (eigentliche) Sachverhalte in (uneigentliche) Bildbereiche überträgt.

Damit ist ein Verweis auf die Diskussion der Metapher als erkenntnistheoretisches Instrument fällig, wie sie seit Nietzsches Verständnis der Metaphernbildung als Ausdruck von »Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne« geführt wurde. Seither gilt auch wissenschaftliche Terminologie als das Ergebnis eines Verständigungsprozesses:

Denn im Begriff der Metapher wird nicht nur die Geltungssphäre diskursiver Rede auf sprachimmanente Verweise beschränkt, sondern zugleich herausgearbeitet, daß in jedem wissenschaftlichen Theorieentwurf ein schöpferischer, nie von der Empirie her gänzlich determinierter Prozeß vorausliegt und innewohnt; daß die Bedeutung der Gegenstandswelt nicht *gefunden*, sondern in einem gewissen Sinn *erfunden* wird; oder in einer Formulierung Ernst Cassirers: daß Erkenntnis eine »ursprünglich-bildende, nicht bloß eine nachbildende Kraft« erfordert. (Müller-Richter 41)

Augenscheinlich macht es für die intensive Rezeption von ›Intersektionalität‹ keinen Unterschied, ob von einer Metapher, einem Prisma, Bildsprache, Linse oder Apparat auszugehen ist. Diese Einwürfe zeigen lediglich, dass der Verständigungsprozess darüber, was künftig konventionell unter Intersektionalität (als Ausdruck in Relation zur Diversität) zu verstehen sei, in vollem Gang ist, und sie belegen, dass Crenshaw mit ihrem terminologischen Vorschlag ein kreativer Volltreffer gelungen ist; darüber hinaus schließt sie damit an die Bewegung der sprachtheoretischen und poetologischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts an, die statt ›Bild‹ und ›Gehalt‹ auf die dynamischen Übersetzungsvorgänge der Metapher zwischen figuraler und literaler Bedeutungsoptionen setzte (Haverkamp). Insofern eine von Diversität

geprägte Kultur *als* Kommunikation in Diskursen zu verstehen ist, wird sie nicht ohne Metaphern und deren ›Triebkraft‹ des Erkennens produktiv sein. Vor diesem erkenntnistheoretischen Hintergrund erhält die rezeptive Entscheidung, ob graue oder weiße Punkte an den Kreuzungspunkten im Hermann-Gitter gesehen werden, noch eine weitere Bedeutungsschicht: Ob es sich bei den Schnittpunkten um eine *Intersectio* oder ein *Prisma* handelt, ist aus neurologischer Sicht nicht zu vernachlässigen; aus kulturwissenschaftlicher Sicht hingegen rücken die Einigungsprozesse, welcher Schnittpunkt fokussiert werden soll und wie er beschrieben werden kann, in den Vordergrund des Erkenntnisinteresses.

Diese Uneigentlichkeit und Repräsentativität, wie über interdependent verquickte Determinanten gesellschaftlicher Machtverhältnisse kommuniziert werden kann, lädt außerdem dazu ein, die rhetorische Figur der Intersektion auf ihre kulturelle Verankerung zu befragen. Die Metapher der Verkehrskreuzung geht von einer Verkehrsplanung und Strukturierung des öffentlichen Raums in amerikanischem Zuschnitt aus, ist mithin also selbst vor dem Hintergrund ihrer soziokulturell definierten *Affordanz* zu bewerten und deshalb nur bis zu einem gewissen Grad auf westliche, kapitalistische Gesellschaften, nicht jedoch unbegrenzt darüber hinaus übertragbar. Hinzu kommt, dass die Metapher der Verkehrskreuzung das Zeichen der Markierung auf eine flächige Vorstellung von Bedeutung transferiert. Ein Kreuz ist in der abendländisch geprägten Kulturgeschichte ein vielschichtiges Symbol, das in diesem Fall topographisch zu denken ist und als geopolitische Organisationsform millionenfache Verkehrsströme durch kulturell geformte, auch überformte Landschaft leitet. Die Formation zweier Verkehrswege, die im 90 Grad-Winkel aufeinandertreffen, ist darüber hinaus Abstraktion und Markierung zugleich. Crenshaw ruft damit implizit auch die architekturelle Allegorie des *Homo viator* auf, den Menschen auf seinem Lebensweg, der für die Intersektion von *gender* und *race* zum einen von der Hautfarbe und zum anderen vom Geschlecht vorgegeben zu sein scheint. Die Kreuzung ist das topographisch Markierte, das Hervorgehobene, an dem es zu einem ›Unfall‹ kommen kann, der stets mit Kontingenz und neuronalen Defiziten bei Entscheidungsprozessen verknüpft ist. Warum diese Beteiligten und keine anderen? Wie bei der Betrachtung des Hermann-Gitters entstehen diesbezüglich mehr oder weniger kontrastreiche Effekte des Konkreten und Nachvollziehbaren sowie Bereiche der vagen und ›fehlerbehafteten‹ Wahrnehmung.

Am Beispiel des Konzepts der Intersektionalität, wie sie Crenshaw als nicht exakt bestimmbarer Trope und dennoch produktives heuristisches Instrument für die Analyse diversitätsgeprägter Gesellschaften und ihre Kulturen konturiert hat, lässt sich ein Ausdifferenzierungsprozess beobachten, der von komplexen Interdependenzen und Zugehörigkeitsoptionen ausgehen muss, die überdies historisch rekonstruiert werden können (Fleig; Florin et al.). In diesem Zusammenhang ließe sich an den Übergang von der höfischen zur bürgerlichen Gesellschaft erinnern, wie ihn

Norbert Elias einst beschrieben hat. Demzufolge verlagerten sich äußere Normen auf verinnerlichte Regeln und Prozeduren, was wiederum zu einer zunehmenden Ausdifferenzierung von Verhaltensweisen und sozialen Normen führte (Elias, Kap. I/6). Sowohl Scham- und Schicklichkeitsgrenzen wurden massiv verschoben als auch Rechte und Pflichten auf Basis der verinnerlichten Normen eingefordert wie zugestanden. Waren Rechte, Begehren und Pflichten vormals im Kollektiv direkt zwischen den Menschen ausgehandelt worden, rekurrierte man zunehmend auf ein Selbstverständnis, das mindestens bei den gebildeten Schichten vorausgesetzt werden konnte und in diesem Zuge die Bildung zum Schlüsselkonzept sozialer Friedenssicherung erhob. Dieser – von Elias noch anthropozentrisch und eurozentrisch skizzierte – *Prozess der Zivilisation* scheint sich – ohne jemals vollständig zu einem Ende gekommen zu sein – vor dem Hintergrund postkolonialer, feministischer und anti-kapitalistischer Kritik im Übergang von der analogen Moderne zur digital-vernetzten Nachmoderne gewissermaßen zu verkehren: Was in der weißen, patriarchalen, westlichen Welt zum Selbstverständnis zählte und an die innere Konfliktbewältigung jedes und jeder Einzelnen delegiert werden konnte, scheint sich in ein kritisch-reflexives Äußeres zu stülpen, das neue Aushandlungsprozesse verlangt, die wiederum von rückwärtsgewandten autokratischen Bewegungen verweigert werden. Bei der Neuformatierung einer global denkenden Ökonomie, organisiert in kontinental, national oder auch regional organisierten Gesellschaften, versucht das Diversity Management der Erosion sozialen Zusammenhalts im Erwerbsdiskurs Steuerungs- und Förderinstrumente entgegenzuhalten, während der digitalisierte Finanzkapitalismus zugleich eine Affektökonomie generiert, die im Gegenteil Spaltung und Ressentiment befördert, um daraus wiederum Gewinne abzuschöpfen (Vogl). Elias' Gesellschaftstheorie wird hier auch deshalb angeführt, weil sie die wichtige Rolle von Sprache, Literatur und ihren Medien für komplexe sozioökonomische und -kulturelle Ausdifferenzierungs- wie Umdeutungsprozesse herausstreicht. Demgemäß übernehmen die Künste bei der Entwicklung von sozialen Differenzen die Funktionen der Affektkontrolle und bieten Möglichkeiten der Selbstbeobachtung sowie der Rationalisierung und Standardisierung von kommunikativer Interaktion. In diesem Sinn wenden sich die Beiträge des Bandes der Analyse von Sprache, Kultur, Medien und ihrer Didaktik zu, um unter den Bedingungen einer diversifizierten Gesellschaft die Potentiale und Funktionen der kulturwissenschaftlichen Arbeit auszuloten. Denn Diversitätsforschung könnte erst dann als angemessen formatiert und umfassend reflektiert gelten, wenn sie die unter diesen Umständen geleistete Kommunikation – ihre Geschichte und Geschichten, ihre gesprochenen Sprachen, ihr Zeichenvorrat, ihr spielerischen, literarischen und filmischen Erprobungsräume – angemessen berücksichtigt. Deren Gestaltungskraft für ›die Kultur‹ als ein von Diversität geprägtes, kommunikatives Miteinander ist kaum zu überschätzen.

4 Die Beiträge im Einzelnen

Der vorliegende Band gliedert sich in vier Arbeitsbereiche, in denen jeweils unterschiedliche kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Diversität entwickelt werden.

Grundlagen der Kommunikation und Semiotik zeigen an ihren exemplarischen Fallstudien die Beiträge des ersten Kapitels zu Semiose und Kommunikation auf. **Cornelia Feyrer** untersucht, wie Diversität, Differenz und Semiotik in Übersetzung, Werbung und Public-Health-Diskursen wirken. Translation wird als professionelles Handeln beschrieben, das kulturelle, sprachliche und semiotische Unterschiede überbrückt. Sowohl Alltags- als auch Fachwelten sind vielfältig und von »erprobten Unterschieden« geprägt. Anhand zahlreicher Werbe- und Sozialkampagnen (Sparkasse, Almdudler, Roche, CARE, UNICEF) zeigt sie, wie Differenz markiert, emotionalisiert und strategisch eingesetzt wird – teils zur Identitätsstiftung, teils zur Emotionalisierung (z.B. über den »Blick« in Sozialkampagnen). Besonders deutlich wird das Oszillieren zwischen Vielfalt und Abgrenzung, zwischen Inklusion und Exklusivität. Translation erscheint als hochgradig kontext- und kultursensibles Interaktionsgefüge, das diese Differenzen reflektieren muss. **Matthias Hastall** und sein Team untersuchen Diversität aus kommunikations- und rehabilitationswissenschaftlicher Sicht. Im Zentrum steht die Frage, wie Stigmatisierung entsteht und wie evidenzbasierte Kommunikation zu Inklusion und gesellschaftlicher Teilhabe beitragen kann. Auf Grundlage theoretischer Modelle (z.B. Labeling-Theorie, Intersektionalität, soziale Identität, soziale Vergleichsprozesse) werden Herausforderungen der Anti-Stigma-Kommunikation analysiert. Ein besonderer Fokus liegt auf Fallbeispielen (Exemplification Theory). Experimente zeigen u.a., dass das Geschlecht der Rezipierenden systematische Unterschiede im Ausmaß stigmatisierender Einstellungen erzeugt, die Art der Behinderung eines Fallbeispiels zu sehr unterschiedlichen Effekten führt und dass komplexe Interaktionen zwischen Diversitätsmerkmalen bestehen (z.B. Geschlecht × Behinderung × sozialer Status × sexuelle Orientierung). Der Beitrag zeigt, wie anspruchsvoll es sein kann, zielgruppenorientiert, wissenschaftlich fundiert und diversitätssensibel zu kommunizieren. **Cornelia Bartsch** untersucht die kulturellen Codes, die mit Dur und Moll verbunden wurden und zeigt, dass diese musikalischen Kategorien historisch als »Tongeschlechter« metaphorisiert und mit Geschlechtersemantiken überlagert wurden. Eine Rolle spielen dabei die antike Unterscheidung der Genera, die spätere Übertragung körperlicher, ethischer und geschlechtlicher Vorstellungen auf auditive Phänomene und die performative Praxis, die solche Differenzen einübt und reproduziert. Musik erscheint als Ort sozialer Produktion von Differenz, die über Praxis, Körperlichkeit und kulturelle Bedeutungszuschreibungen entsteht.

Während der kommunikativ und semiotisch grundierte Diversitätsbegriff in den Beiträgen des ersten Kapitels sich auf die kulturell tradierte und performativ erzeugte Differenz konzentriert und sich in Sprache, Medien, Körpern und Klän-

gen realisiert, konzentrieren sich die Beiträge des zweiten Kapitels auf Medialität in Bildungskontexten. Im Zentrum der Argumentation stehen die zukünftigen Herausforderungen für Bildungssysteme in mediatisierten Gesellschaften, die zum einen innovative Konzepte menschlichen Handelns nahelegen (transhumanistisch, demokratisch engagiert, professionell reflektierend) und an die wachsende Verantwortung in Forschungs- und Unterrichtskontexten appellieren.

Gudrun Marci-Boehncke zeigt, wie sich das Verständnis von »Diversität« im Zuge technologischer Entwicklungen verändert, insbesondere durch künstliche Intelligenz (KI) und post-/transhumanistische Lebensformen. Sie verknüpft dies mit dem Konzept der Mediatisierung, dem historischen Prozess, durch den Kommunikation sich an technische Medien anpasst. Im Kontext dieser Entwicklung wird die Idee einer »panhumanistischen Entität« relevant, bei der nicht mehr die biologische Zugehörigkeit entscheidend ist, sondern symbolgestützte Kommunikation und Vernunftfähigkeit, über die auch Maschinen verfügen könnten. Bildung müsse laut UNESCO-Initiativen wie »Futures Literacy« darauf vorbereiten, dass zukünftige Generationen in einer Welt leben werden, in der diese Grenzen verschwimmen.

Raphaella Tkotzyk entfaltet im Zusammenhang von Mediennutzung und politischer Sozialisation bei Vorschulkindern die Aufgaben diversitätssensibler Forschung in diesem Bereich. Ausgangspunkt ist die Kritik daran, dass Kinder lange als unpolitisch galten; tatsächlich beginnt politische Sozialisation bereits im frühen Kindesalter über Familie, Kita und Medien. Zu berücksichtigen sind dabei vor allem Sprachbarrieren bei Kindern mit Migrationshintergrund, kulturelle Unterschiede im Mediengebrauch und ethische Aspekte der Themenwahl (z.B. Krieg). Die Verfasserin betont die Bedeutung familiärer Mediennutzung für den politischen Habitus eines Kindes sowie den Einfluss sozioökonomischer Faktoren und Herkunftssprachen auf Medienpräferenzen (z.B. türkischsprachiges Fernsehen). Für eine demokratische Bildung müsse pädagogisches Personal über diese Unterschiede informiert sein; die diesbezügliche Forschung sollte in sprachlicher, kultureller und sozialer Hinsicht diversitätssensibel gestaltet werden. **Malte Delere** legt anhand einer video-basierten Analyse im Rahmen der Lehramtsausbildung an der TU Dortmund dar, wie Studierende angeleitet werden können, Vielfalt wertschätzend wahrzunehmen, die eigene Reflexionskompetenz zu steigern und inklusiven Unterricht zu gestalten. Entsprechende Aufgabenformate und digitale Medien unterstützen solche Lernprozesse und fördern die Bewusstwerdung eigener Haltungen zu Diversität, um einen »digital-diversitätssensiblen Habitus« zu entwickeln. Gesellschaftliche Teilhabe in einer mediatisierten Umgebung – darin sind sich diese drei Beiträge einig – kann nur gelingen und weiterentwickelt werden, wenn die technologisch-mediatisierten mit den kulturell-diversen Herausforderungen in Bildungsprozessen künftig zusammengedacht werden.

Auch die sprachwissenschaftlichen Beiträge plädieren für ein Umdenken vor dem Hintergrund diversitätssensibler Forschung. Sprache sollte nicht länger an

konventionalisierten Normen gemessen werden, sondern an ihrer gelebten Vielfalt, die sich auf soziale, kulturelle, biologische und methodische Gesichtspunkte erstreckt. **Barbara Mertins** kritisiert die sogenannte »*monolinguale Fiktion*« im Sinne einer anzunehmenden einheitlichen sprachlichen Norm, an der alle Sprecher*innen gemessen werden. Diese Norm prägt besonders Bildungssysteme und führt zu unrealistischen Erwartungen gegenüber Mehrsprachigen. Empirische Studien belegen, dass selbst monolinguale L1-Lernende grammatische und orthografische Regeln nicht perfekt beherrschen. Mertins' Analyse verschiedener sprachlicher Modalitäten (Sprechen, Hören, Lesen, Schreiben) zeigt, dass Abweichungen – etwa Dialekte oder Akzente – für die Bemessung von Sprachkompetenzen unterschätzt werden; ebenso das *Code-Switching*. Einer einheitlichen Norm lassen sich alternativ das bilinguale Kontinuum und das Basic-Language-Competence-Modell gegenüberstellen, um Sprachkompetenzen als dynamisches Spektrum verstehen, in dem sich mono- als auch multilinguale Sprecher*innen verorten lassen. **Renate Delucchi Danhier** untersucht die methodologischen Herausforderungen experimenteller Linguistik im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Stringenz und der erforderlichen Berücksichtigung sprachlicher Vielfalt. Sie beschreibt den Wandel der Linguistik von einer geisteswissenschaftlich-qualitativen zu einer quantitativ-experimentellen Disziplin nach naturwissenschaftlichem Vorbild. Als diskussionswürdig stellt sie die geringe Reproduzierbarkeit, den Bias kleiner Stichproben und die mangelnde Berücksichtigung sozialer Diversität bei Hypothesenbildung und Datenerhebung vor. Zum einen fordert die Verfasserin die stärkere Einbindung von Diversitätsmerkmalen in das Studiendesign und alle weiteren Schritte im Forschungsprozess, zum anderen könnte die Überbetonung einzelner Merkmale der Proband*innen (wie Geschlecht oder Herkunft) mithilfe variabilitätssensibler Mixed-Methods-Verfahren reduziert werden. **Kerstin Leimbrink** konzentriert sich in ihrem Beitrag zur sprachwissenschaftlichen Säuglingsforschung auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder. Anhand verschiedener methodischer Zugänge (*eye-tracking*, EEG, *headturn paradigm*) und vorliegender Studien kann sie zeigen, wie kindgerechte Sprache den Spracherwerb fördert, wie Sprachmelodien bereits pränatale Erfahrungen prägen, wie Lebenslagen und psychische Belastungen der Eltern die kindliche Kommunikation beeinflussen und wie intensive Mediennutzung sich dabei demgegenüber ungünstig auswirkt. Die Berücksichtigung von Diversität in der frühkindlichen Lebenswelt fordert die Forschung heraus, der kommunikativen Realität der Familien besser gerecht zu werden.

Diversität stellt aus sprachwissenschaftlicher Sicht ein Grundprinzip menschlicher Kommunikation und der kulturellen Ausdifferenzierung dar. Das gilt nicht nur für die theoretische Modellierung empirischer Forschung, sondern auch für literarische Texte, die im Mittelpunkt des vierten Kapitels stehen. **Anna-Katharina Gisbertz** fordert daher eine grundlegende Revision von Vermittlungspraxis

und Kanonbildung hin zu einem pluralistischen Verständnis von Kultur: weg vom männlich-westlichen Exklusivkanon hin zu vielfältigen literarischen Räumen, in denen unterschiedliche Stimmen gleichberechtigt existieren können – ein Schritt zu mehr Repräsentanz, Demokratie und Offenheit in Schule, Universität und Gesellschaft. Als methodische Umsetzung dieser Ziele schlägt die Verfasserin vor, innovative Methoden in die literaturwissenschaftliche und -didaktische Praxis einzubeziehen, u.a. das Distant Reading oder das Symptomatische Lesen.

Zwei Beiträge zur Literatur des 18. Jahrhundert erhellen die literaturgeschichtliche Diversitätsforschung an jeweils eigenen Fallstudien. **Lara Carina Schlömer** untersucht die Autobiografie der Hamburger Bürgerstochter Margarethe Elisabeth Milow mithilfe der beiden unverbundenen Konzepte Performativität und Intersektionalität. Sie führt sie über einen narratologischen Ansatz zusammen und kann zum einen zeigen, wie Geschlecht, Klasse, Bildung und Religion in diesem für die marginalisierte Frauenliteraturgeschichte repräsentativen Text miteinander verschränkt sind; zum anderen stellt sich heraus, dass Geschlecht die zentrale Kategorie ist, die alle anderen in der Konstruktion weiblicher Tugendhaftigkeit bedingt. **Anna Maria Olivari** entwickelt ihren methodischen Zugang zur historischen Diversitätsforschung aus der Komödie der 1740er Jahre, genauer von Hinrich Borkenstein, Christian Fürchtegott Gellert und Luise Gottsched, und untersucht darin die Tugend der »Artigkeit«. Ihre Spezifikation einer historischen literaturwissenschaftlichen Diversitätsforschung rekonstruiert sie aus exemplarisch ausgewählten Sittenlehren und Lexika, um zu zeigen, dass »Artigkeit« einst positiv besetzt war – als soziale Tugend zwischen Höflichkeit und Anpassung. In der Stichprobe der ausgewählten Familienschauspiele tritt eine starke Verschränkung von Geschlecht, Bildung und sozialem Status zutage: Frauen sollen artig sein; Männer gelten als komisch oder unartig. Bei der Gottschedin kehrt sich dies teilweise um – auch Männer müssen soziale Anpassungsleistungen erbringen, ohne dass hier von »Artigkeit« explizit die Rede wäre. Historische Kategorien wie Artigkeit offenbaren dementsprechend komplexe Differenzordnungen, die aus konkreten Macht-Wissens-Zusammenhängen entstehen, und verdeutlichen die »Super-Diversität« auch vormoderner Gesellschaften. Diese beiden Beiträge zum 18. Jahrhundert setzen die patriarchal bestimmte Geschlechterordnung als dominantes Kriterium für die historische Diversitätsforschung; in der Betrachtung zum 20. Jahrhundert rückt das binnendifferenzierte Verhältnis von Kunstschaffenden und ihrer Muse in den Blick, das **Hannah Gerlach** thematisiert. Ihre literaturwissenschaftliche Untersuchung von Geschlechterrollen und kreativen Partnerschaften in Texten von Mascha Kaléko, Ingeborg Bachmann und Friederike Mayröcker reflektiert kritisch die traditionellen literarhistorischen Konzepte vom männlichen Genie und weiblicher Muse. Anhand der Befunde stellt sie nicht nur die Auseinandersetzung der drei Autorinnen mit diesen Geschlechterrollen, sondern zugleich die bisher vorliegenden Forschungsansätze und ihre Terminologie zur Diskussion.

Die beiden anschließenden Beiträge wählen als primären Zugang zur Diversitätsanalyse die Ansätze aus den Disability Studies. **Linda Leskau** widmet sich Thomas Bernhards Œuvre und zeigt, dass Figuren in Bernhards Dramen und Erzählungen häufig als »Krüppel« bezeichnet werden – ein Begriff, der sowohl körperliche als auch geistige Abweichung markiert. Vor dem Hintergrund der Debatten der 1970er Jahre, während die Bezeichnung »Krüppel« eine Resignifikation von der diskriminierenden Herabwürdigung zur emanzipatorischen Selbstermächtigung erlebte (»Krüppelgruppen«, »Krüppelzeitung«), erweisen sich Bernhards Texte als integratives Medium in diesem widersprüchlichen Diskurs: Einerseits weisen sie auf das Leid und die soziale Entwertung von Behinderung hin, andererseits ironisieren sie das Klischee vom »verkrüppelten Genie«. Damit tragen sie zur literarischen Reflexion über Machtstrukturen und zur Öffnung des Begriffs »Krüppel« für neue Bedeutungen bei – als ambivalentes Symbol zwischen Marginalisierung und schöpferischer Autonomie. **Waltraud Maierhofer** analysiert die Autobiografie der blinden Strafverteidigerin Pamela Pabst, Deutschlands erster blinder Anwältin, als Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Diversitätsforschung. Die Lebensgeschichte schildert Pabsts Lebensweg von Kindheit über Studium bis zur Berufsausübung und dient als Fallstudie erfolgreicher gesellschaftlicher Teilhabe einer Frau mit Behinderung, die eben kein »Integrationsporno« sei: Sie soll nicht rühren oder motivieren, sondern über reale Bedingungen gelungener Inklusion aufklären. Vier Analyseschritte nach Steven Vertovec – soziale Differenzierung (Geschlecht, Klasse), historische Verortung (Berlin nach 1990), institutioneller Umgang mit Behinderung (Schule, Universität, Gesetzgebung) sowie persönliche Erfahrungen mit Vorurteilen und Diskriminierung – erbringen die Einsicht, dass eine zeitgemäße Form des inklusiven autobiografischen Erzählens – informativ statt heroisch – gut möglich ist.

5 Ausblick

Die vorliegenden Beiträge demonstrieren eindrücklich, dass die Modellbildung der Diversitätsforschung kulturwissenschaftliche Perspektiven noch stärker berücksichtigen könnte. Besonders die Bedeutung von Kommunikation, Sprache, Medialität und Literarizität in diesem Forschungsbereich bedarf einer intensiven theoretischen Reflexion. Am Beispiel der Metapher der Intersektionalität wird deutlich, wie kulturelle Sedimentierungen den analytischen Blick auf Diversität beeinflussen. Der Begriff selbst zeigt, dass wissenschaftliche Modelle immer auch sprachlich geformte Konstruktionen sind, die nicht allein als modellhafte Abstraktion verstanden werden dürfen, sondern einer kulturell bedingten Affordanz unterliegen.

Die Beiträge dieses Bandes teilen die Annahme einer kulturwissenschaftlich fundierten interdisziplinären Reflexion über Normen und Repräsentation. Vielfalt

wird dabei als kritische Kategorie verstanden: Sie trägt dazu bei, Machtverhältnisse zu analysieren und Teilhabeprozesse neu zu denken – sowohl in semiotischer als auch historischer Perspektive, in empirisch-methodischen Fragen, in einer mediatisierten Vermittlungspraxis, in literarisch-diskursiven Konstellationen und für soziopolitische Anliegen. Damit versuchen alle Beiträge einen gemeinsamen Rahmen aufzuspannen, der einer innovativen wie diversitätssensiblen Kulturwissenschaft der Differenz zuarbeitet und seinerseits eine »Teilhabekommunikation« (Hastall et al.) im wissenschaftlichen Diskurs zu etablieren anstrebt.

Gemeinsam ist den hier versammelten Zugängen die Kritik an normativen Ordnungen, die sich in weit gefächerten Bereichen wie Stereotypisierungen, Stigmatisierungen, idealisierter Monolingualität, Methodenstandards, pädagogischen Leitlinien, literarischer Gattungspoetik, Geschlechterrollen, Tugendlehre und körperlicher Un/Versehrtheit beobachten lassen. Um diese Normen auf den Prüfstand zu stellen und zu verändern, bedarf es eines Bewusstseins der sprachlichen Verfertigung von Gedanken, die nicht auf eine nur scheinbar optionale Repräsentationsfunktion des ›Eigentlichen‹, ›Wahren‹, ›Realen‹ reduziert werden kann. Denn die Sprache selbst ist der Ort gesellschaftlicher Aushandlung und soziokulturell determinierter Machtverhältnisse, sie kann sich als Werkzeug der Selbstermächtigung oder als Quelle von Ausschluss und Destruktion erweisen. Um sie im positiven Sinne zu verändern, müssen exkludierende Stereotype und diskursiv ubiquitär verfügbare Formeln hinterfragt, die sprachliche Variation wertgeschätzt, die Wirkmächtigkeit narrativer Konstruktion erkannt und die Möglichkeiten der Resignifikation genutzt werden. Daher ist es sinnvoll, in Kontexten der Bildung und des Lernens anzusetzen, sei es in der frühkindlichen Interaktion als Basis sprachlicher Vielfalt, bei der Reflexions- und Medienkompetenz künftiger Lehrer*innen, im kanonorientierten Literaturunterricht oder der gelebten Inklusion im Bildungssystem. Damit einher geht die von mehreren Beiträgen aufgeworfene Frage nach der ethischen Verantwortung und Selbstreflexivität, der in der experimentellen Forschung, in Teilhabe- und Vermittlungsprozessen und einer »reflexiven Diversitätsforschung« (Bühmann 2020a) nachzukommen ist. Mit der theoretischen Verwurzelung der Diversity Studies im Konstruktivismus und der Grundlage einer performativen Identitätskonzeption tritt darüber hinaus eine tragfähige Gemeinsamkeit mit den Gender Studies zutage, der sich die meisten Beiträge dieser Anthologie verpflichtet sehen. Dazu kommt die gebotene historisierende Perspektive, die mehrere Beiträge eröffnen, denn jede Zeit produziert ihre eigenen Formen von Ex- und Inklusionsprozessen und damit auch immer wieder neue Möglichkeiten ihrer Überwindung oder Unterwanderung. Wie sich das autonome Subjekt in mehrfach determinierenden Kontexten behaupten und Machtasymmetrien kritisch befragen kann, welche Konsequenzen und Aufgaben sich daraus ergeben, ist ebenso ein durchgängiger Diskussionsstrang in diesem Band. So entsteht ein interdisziplinärer Entwurf einer inklusiven Wissenskultur – vom Kindergarten bis zur Universität, vom Dialekt

bis zur Kunstproduktion, vom Körper bis zur Sprache — immer getragen vom Gedanken, dass Differenz keine Abweichung ist, sondern Grundlage kommunikativer Kompetenz und kultureller Kreativität.

Wer die Beiträge genau liest, wird auch ein produktives Spannungsverhältnis registrieren können, das sich aus dem unterschiedlichen Verständnis von Diversität ergibt. Während Diversität zum einen als Konzept eingesetzt wird, das Normen außer Kraft und eine Bewegung hin zu Offenheit, Fluidität und Subversion in Gang setzen wird, kann sie zum anderen auch als reformistisches und inkludierendes Potential genutzt werden, das symbolische Ordnungen bereichert und innerhalb dieser Grenzen für Teilhabe sorgt, sie jedoch nicht grundsätzlich in Frage stellt. Zugespitzt ließe sich Diversität als destabilisierendes oder stabilisierende Momentum gesellschaftlicher Teilhabe auffassen. Diese divergierenden Auffassungen zeigen eine konkurrierende Einschätzung dessen, was Diversität als epistemisches Konzept leisten kann – entweder handelt es sich um ein theoretisches Konzept der Entgrenzung, das vor allem Machtverhältnisse kritisiert, oder um ein praktisches Konzept der Integration, das soziale Teilhabe stabilisieren helfen soll. Beide Ansätze haben ihre Berechtigung und können versuchsweise in einer epistemischen Balance gehalten werden, denn Teilhabe- und Bildungsprozesse benötigen einen gemeinsamen Bezugsrahmen; vice versa führt die Reduktion von Diversitätskonzepten auf Inklusions- und Integrationsprozesse zur Stabilisierung unhinterfragter Ordnungs- und Machtverhältnisse. Dieses Spannungsverhältnis kann jedoch genauso wenig wie die fokusabhängige Wahrnehmung des Hermann-Gitters als Fehler bewertet werden oder einfach verlernt werden; es ist vielmehr Ausdruck einer lebendigen Debatte über eine Vielfalt, die Gesellschaften nicht nur theoretisch, sondern konkret durch kulturelle Kommunikation verändern und bereichern wird.

Bibliografie

- Anthias, Floya. »Rethinking Social Divisions: Some Notes Towards a Theoretical Framework.« *The Sociological Review* 46:3, 1998, 505–535.
- Bach, Michael. »Die Hermann-Gitter-Täuschung: Lehrbucherkklärung widerlegt.« *Ophthalmologe* 106, 2008, 913–917, <https://doi.org/10.1007/s00347-008-1845-5>.
- Bal, Mieke. *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*. University of Toronto Press, 2002.
- Baltes-Löhr, Christel. *Geschlecht als Kontinuum. Über das Aufbrechen binärer Ordnungen und über gelebte Pluralitäten*. transcript, 2023.
- Barad, Karen. *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Duke University Press, 2007.
- Barad, Karen. »Diffractionen: Differenzen, Kontingenzen und Verschränkungen von Gewicht.« *Geschlechter Interferenzen: Wissensweisen – Subjektivierungsweisen –*

- Materialisierungen*. Hg. von Corinna Bath, Hanna Meissner, Stephan Trinkaus und Susanne Völker. Lit, 2013, 27–67.
- Bhabha, Homi K. *The Location of Culture*. Routledge, 1994.
- Blome, Eva. »Erzählte Interdependenzen«. *Diversity Trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur*. Hg. von Peter C. Pohl und Hania Siebenpfeiffer. Kadmos, 2016, 45–67.
- Blumenberg, Hans. *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Suhrkamp, 1999.
- Braidotti, Rosi. *Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*. 2nd ed. Columbia University Press, 2011.
- Bührmann, Andrea D. *Reflexive Diversitätsforschung. Eine Einführung anhand eines Fallbeispiels*. Budrich, 2020a, <https://doi.org/10.36198/9783838554693>.
- Bührmann, Andrea D. »Wechselnde Verhältnisbestimmungen und ernsthafte Annäherungsversuche: Grundsätzliche Überlegungen zum ambivalenten Verhältnis von Diversität- und Intersektionalitätsforschung.« *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Hg. von Astrid Biele Mefebue, Andrea Bührmann und Sabine Grenz. Springer VS, 2020b, https://doi.org/10.1007/978-3-658-26613-4_2-1.
- Bührmann, Andrea D., und Tanja Schultz. *Diversitätspolitik an Hochschulen*. Springer VS, 2020.
- Butler, Judith. *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. Routledge, 1990 (dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp, 1991).
- Butler, Judith, and Gayatri Chakravorty Spivak. *Who Sings the Nation-State? Language, Politics, Belonging*. Seagull, 2007.
- Charton, Anke, Björn Dornbuch und Kordula Knaus. »Einleitung«. *Jahrbuch Musik und Gender 12: Marginalisierungen – Ermächtigungen. Intersektionalität und Medialität im gegenwärtigen Musikbetrieb*. Olms, 2019, 11–16.
- Clare, Eli. *Exile and Pride. Disability, Queerness, and Liberation*. Duke University Press, 2015.
- Collins, Patricia Hill. *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. Routledge 1990/2000/2026 (dt. *Schwarzes feministisches Denken. Wissen, Bewusstsein, Empowerment*. Unrast, 2025).
- Crenshaw, Kimberlé. »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.« *The University of Chicago Legal Forum* 1989, Article 8, <https://chicagounbound.uchicago.edu/uclf/vol1989/iss1/8> (26.3.2026).
- Crenshaw, Kimberlé. »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color.« *Stanford Law Review* 43:6, 1991, 1241–1299, doi: 10.2307/1229039.
- Crenshaw, Kimberlé. »Keynote lecture on Intersectionality«. *Gathering of Women's Funding Network: #WomenFunded2017*, San Francisco, 2017, http://www.youtube.com/watch?v=4_gnxRLRf9c (3.4.2025).

- Das, Krishanu Kumar. »Hermann Grid Optical Illusion and The Rebelling Dots of Reality.« *International Journal of Scientific and Research Publications* 11:4, 2021, 428–440, doi: 10.29322/IJSRP.11.04.2021.p11258.
- Dillmann, Martin. *Poetologien der Kontingenz. Zufälligkeit und Möglichkeit im Diskursgefüge der Moderne*. Böhlau, 2011.
- Eggers, Maureen Maisha. »Interdependente Konstruktionen von Geschlecht und rassistischer Markierung: Diversität als neues Thematisierungsformat?« *Bulletin Texte/Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien/Humboldt-Universität zu Berlin* 37, 2011, 56–70, doi: 10.25595/120.
- Elias, Norbert. *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Suhrkamp, 1976.
- Erdbeer, Robert Matthias. »Poetik der Modelle.« *Textpraxis. Digitales Journal für Philologie* 11, 2015, www.uni-muenster.de/textpraxis/en/robert-matthias-erdbeer-poetik-der-modelle (26.03.2026).
- Eriksen, Thomas Hylland. »Cultural complexity.« *The Oxford Handbook of Diversity Studies*. Hg. von Stephen Vertovec. Oxford University Press, 2015, 371–378.
- Fleig, Anne. »So deutsch wie Kafka« – Diversität und Zugehörigkeit in der Literatur und im literarischen Feld.« *Umkämpfte Vielfalt. Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung*. Hg. von Hans Dilger und Matthias Warstat. Campus, 2021, 208–226.
- Florin, Moritz, Victoria Gutsche und Natalie Krentz (Hg.). *Diversität historisch. Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*. transcript, 2018.
- Freeman, Elizabeth. *Time Binds. Queer Temporalities, Queer Histories*. Duke University Press, 2010.
- Gardenswartz, Lee, and Anita Rowe. *Diverse Teams at Work: Capitalizing on the Power of Diversity*. Society for Human Resource Management (SHRM), 2008.
- Gaupp, Lisa, and Giulia Pelillo-Hestermeyer (Hg.). *Diversity and Otherness. Transcultural Insights into Norms, Practices, Negotiations*. de Gruyter, 2021.
- Gerhardt, Uta. *Rollenanalyse als kritische Soziologie. Ein konzeptueller Rahmen zur empirischen und methodologischen Begründung einer Theorie der Vergesellschaftung*. Luchterhand, 1971.
- Green, Emma. »What Comes After D.E.I.?« *The New Yorker*, 14.4.2025, <https://www.newyorker.com/magazine/2025/04/21/what-comes-after-dei> (28.4.2025).
- Griem, Julika, David Kaldewey und Il-Tschung Lim (Hg.). »Die Poesie der Reformen.« *Zur Karriere des Diversity Management an Hochschulen in Deutschland*. transcript, 2024.
- Hauck, Julia und Sylvia Linneberg, Hg. *Diversität in Bibliotheken. Theorien, Strategien und Praxisbeispiele*. K. G. Saur, 2023.

- Haverkamp, Anselm. »Einführung in die Theorie der Metapher.« *Theorie der Metapher*. Hg. von Anselm Haverkamp. 2. Aufl. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996, 1–27.
- Heinemann, A. M. B. »Intersektionalität und Machtkritik im Forschungs- und Praxisfeld ›Deutsch als Zweit- bzw. weitere Sprache‹.« *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Hg. von Astrid Biele Mefebue, Andrea Bührmann und Sabine Grenz. Springer, 2022, 351–366, doi: 10.1007/978-3-658-26613-4_33-1.
- Hirschberg, Marianna. »Modelle von Behinderung in den Disability Studies.« *Handbuch Disability Studies*. Hg. von Anne Waldschmidt. Springer, 2022, 93–108.
- Husser, Irene und Sigrid G. Köhler. »Diversität als literaturwissenschaftliche Praxis.« Einleitung zum Diskussionsforum, *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 70, 2026 (im Druck).
- Kirchhoff, Thomas. »Diversität als Vielfalt oder als Pluralität. Über konkurrierende Diversitätskonzepte in christlicher Kosmologie, Ökologie und Biodiversitätsdiskursen.« *Gibt es eine Ordnung des Universums? Der Kosmos zwischen Messung, Anschauung und Deutung*. Hg. von Frank Vogelsang, Jürgen Hübner et al. Ev. Akademie im Rheinland, 2012, 147–168.
- Klein, Christian und Falko Schnicke (Hg.). *Intersektionalität und Narratologie. Methoden – Konzepte – Analysen*. WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2014.
- Krell, Gertraude, Barbara Riedmüller et al. (Hg.). *Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze*. Campus, 2007.
- Lents, Nathan H. *Diversität. Der biologische Sinn hinter der Vielfalt von Sex, Gender und Geschlecht*. DuMont, 2025 (orig. *The Sexual Evolution: How 500 Million Years of Sex, Gender, and Mating Shape Modern Relationships*. Mariner, 2025).
- Loden, Marilyn, and Judy Rosener. *Workforce America! Managing Employee Diversity as a Vital Resource*. McGraw-Hill, 1990.
- Macdonald, Sharon (Hg.). *Doing Diversity in Museums and Heritage. A Berlin Ethnography*. transcript, 2022.
- Mayer, Ulli, Andrea Ellmeier und Gerda Müller (Hg.). *Üben und Ver. Üben. Diversität als diskriminierungskritische Praxis in Kunst, Kultur und Bildung*. transcript, 2025.
- Müller-Richter, Klaus. »Nietzsches Erkenntniskritische Vitalisierung der Metapher.« *Der Streit um die Metapher. Poetologische Texte von Nietzsche bis Handke*. Hg. von Klaus Müller-Richter und Arturo Larcati. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, 40–42.
- Muñoz, José Esteban. *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*. University of Minnesota Press, 1999.
- Philipps, Deborah. »Segregation, mixing and encounter.« *The Oxford Handbook of Diversity Studies*. Ed. by Stephen Vertovec. Oxford University Press, 2015, 337–343.
- Röttger, Kati und Heike Paul (Hg.). *Differenzen in der Geschlechterdifferenz. Aktuelle Perspektiven in der Geschlechterforschung*. Erich Schmidt, 1999.
- Salzbrunn, Monika. *Vielfalt/Diversität*. transcript, 2014.

- Schiller, Peter H., und Christina E. Carvey. »The Hermann Grid Illusion Revisited.« *Perception* 34:11, 2005, 1375–1397, doi: 10.1068/p5447.
- Schönbeck, Sebastian und Magdalena Hülscher (Hg.). *Diversität und Darstellung. Zugehörigkeit und Ausgrenzung im Literaturmuseum und in der Literaturwissenschaft*. Transcript, 2023.
- Scott, Joan W. »Gender: A Useful Category of Historical Analysis.« *The American Historical Review* 91:5, 1986, 1053–1075.
- Spears, Russel. »Social Influence and Group Identity.« *Annual Reviews of Psychology* 72, 2021, 367–390.
- Sпивак, Gayatri Chakravorty. »Can the Subaltern Speak?« *Marxism and the Interpretation of Culture*. Ed. by Cary Nelson and Lawrence Grossberg. Macmillan, 1988, 271–313.
- Steyn, Melissa: »Critical diversity literacy. Essentials for the twenty-first century.« *The Oxford Handbook of Diversity Studies*. Ed. by Stephen Vertovec. Oxford University Press, 2015, 379–389.
- Tajfel, Henri, and John C. Turner: »The social identity theory of intergroup behaviour.« *Psychology of Intergroup Relations*. Ed. by Stephen Worchel and William G. Austin. 2nd ed. Nelson-Hall, 1986, 7–24.
- VanRullen, Rufin, and Timothy Dong. »Attention and scintillation.« *Vision Research* 43, 2003, 2191–2196, doi: 10.1016/S0042-6989(03)00412-7.
- Verhoeven, W[il] M. »How Hyphenated Can You Get? A Critique of Pure Ethnicity.« *Mosaic. An Interdisciplinary Critical Journal* 29:3, 1996, 97–116.
- Vogl, Joseph. *Kapital und Ressentiment. Eine kurze Theorie der Gegenwart*. C. H. Beck, 2021.
- Walgenbach, Katharina, Gabriele Dietze, Lann Hornscheidt und Kerstin Palm. *Gender als interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. 2. Aufl. Barbara Budrich, 2012, doi: 10.2307/j.ctvddzkr.
- Winker, Gabriele, und Nina Degele. *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. transcript, 2009.
- Wirth, Uwe. *Pfropfung. Eine Theorie der Kultur*. S. Fischer, 2025.
- White, Hayden V. *Tropics of Discourse: Essays in Cultural Criticism*, Johns Hopkins University Press, 1978 (dt. *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*. Klett-Cotta, 1986).
- Zick, Andreas. »Zick, A. Die Konflikttheorie der Theorie sozialer Identität.« In: *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. Hg. von Thorsten Bonacker. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2003, 409–426.